Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 31. Posen, den 4. August. 1895.

Ruth.

Novelle von E. Horstig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er war sogleich bei ihnen und bat seinen Vetter mit herablassender Freundlichkeit, ihm bei Erfüllung seiner Pflichten beizustehen und vorläufig einmal bei dem Hausverwalter in seinem Namen anzufragen, ob alle Vorbereitungen zum Feuerwerk beendet und auch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Er selbst könne jetzt nicht abkommen.

Der junge Graf fühlte sich allzu geschmeichelt, um nicht rasch einzuwilligen und sich schleunigst zu entfernen, obgleich er doch zuletzt noch einen Blick des Bedauerns auf Ruth warf und ein „kapitales Mädchen," „unvergleichliche Rasse" zwischen den Zähnen murmelte, als er dem Schloß zueilte.

Georg Friedrich sah ihm vergnügt nach, dann wandte er sich lächelnd zu seiner Freundin, zog ihren Arm in den seinen und sagte, während sie zusammen weiterschritten: „Welch unleidlicher Schwätzer! Nun, wir sind ihn auf gute Manieren losgeworden!"

„Wie grausam Sie sind, Herr Graf, der arme, junge Mann ist doch ganz nett, was hat er denn verbrochen?"

„Vertheidigen Sie ihn nicht, ich kann es nicht hören, nicht ertragen, Ruth, und dann noch eins, ich wünsche, daß Sie mich nicht Herr Graf, sondern mit meinem Vornamen nennen; wie süß muß er von Ihren Lippen klingen! — Auch schickt es sich so für solch gute Freunde, wie wir sind."

Er sprach in halb gebieterischem, halb flehendem Tone, in tiefen, bestrickenden Lauten, während er sich zu der schlanken Mädchengestalt, die ihm trotz ihrer Größe nur zur Schulter reichte, herabbog und mit heißen Gluthblicken in ihr holdes Antlitz sah, als wollte er ihre Seele damit versengen.

Ruth schaute verwirrt auf und erröthend nieder, sie wußte sich sein Benehmen, das so anders als sonst war, nicht zu deuten; seine Reden, sein Blick ängstigten sie, nur seine Stimme sprach berückend zu ihrem Ohr, diesen zauberischen Klang hätte sie immer hören mögen, er begann ihr unbewußt das Herz zu stehlen — aber auch nur der Klang, für Liebesleidenschaft hatte das kindliche Mädchen noch keinen Sinn und kein Verständniß, ihre Seelenruhe blieb ungetrübt.

„Verstehen Sie mich, was ich sage, Ruth, geliebte — Freundin?" drängte der Graf.

Da sah sie ihn an mit dem Lächeln einer Circe und dem Unschuldsblicke eines Engels.

„Ich will thun, was sie wünschen, Graf Georg Friedrich, Alles, was Sie wünschen, denn ich glaube an unsere Freundschaft und bin stolz darauf. Und ach, wie bald werden wir uns trennen müssen, denn die Gräfin will nächstens nach Baden."

„Ja, und dann geht sie nach Berlin, und dann sehen wir uns wieder, mein Kind, dort werde ich Sie in die große Welt einführen."

3. Wo ist das Glück?

„Glück ohne Ruh',
Liebe bist Du!"

In der Mitte des Monats November kam die Gräfin nach Berlin und bezog ihr schönes großes Palais in der Thiergartenstraße vor dem Brandenburger Thor. Sie bewohnte das große Haus gemeinsam mit dem Sohne, welcher mit seiner Familie kurz darauf eintraf. Etwas später erschienen d'Offenville's, die unter den Linden in einer prächtigen Beletage logirten. Alle gewohnten Wintergäste waren in der Residenz eingekehrt, denn noch vor Weihnachten begann die Saison der Gesellschaft mit ihrem glänzenden und lebhaften Treiben. Ruth sollte nun bald in diese ihr noch ganz fremde Welt eingeführt werden. Graf Georg Friedrich war entzückt, seine junge Freundin wieder zu sehen, sein Herz jauchzte auf vor Wonne, denn es waren nicht blos seine Augen, die geblendet, seine Sinne, die berückt worden von ihrer Schönheit, er fühlte sich auch angezogen durch ihren so regen und bildungsfähigen Geist, gefesselt durch die Frische und Originalität, die Heiterkeit und Natürlichkeit ihres Wesens, die unvergleichliche Anmuth; und wenn er auch mit Schmerz erkannte, daß sie ihn nicht verstand, nicht im Entferntesten begriff, was er wollte, so weihte er andererseits ihrer Unschuld und Reinheit einen Kultus und zollte der kindlichen Hingebung ihrer Freundschaft die tiefste Verehrung.

Die alte Gräfin war zufrieden mit ihrer Schülerin; sie hatte erst jüngst einen Dankbarkeit und Zufriedenheit athmenden Brief an den Freiherrn von Norbert entsendet. Ruth war ihr angenehm als Begleiterin auf Reisen und Fahrten, lieb als Vorleserin, nützlich und brauchbar als Sekretärin und Vertraute, sie hätte sie nicht mehr missen mögen. Das schöne Mädchen würde auch hier ein Schmuck für ihre Feste, ein Anziehungspunkt für ihren jour fix, eine liebliche, angenehme Acquisition für ihre kleinen und gewählten Diners und Soupers sein. Ruth verstand zu schweigen, konnte stundenlang neben der Gräfin ausharren, unterhielt sie aber auch wieder in der ungezwungenen, lebhaften und anmuthigen Weise, die keine Kunst ihr hätte geben können, die ihr angeboren war.

Ruth wurde zunächst sehr oft in das Theater geführt; sie hatte noch nie eine Bühne, noch nie ein Schauspiel gesehen, die Theatervorstellungen machten auf sie einen hinreißenden und überwältigenden Eindruck. Auch Konzerte, Museen und Ausstellungen wurden besucht und bewundert und zwar stets in des Grafen Begleitung.

In der Gesellschaft ward Ruth mit Neid, mit Staunen und lebhafter, ja, seitens der Herren mit ungetheilter Bewunderung aufgenommen. Die frische, schöne Erscheinung wurde in der

That überrall die gefeierte Königin des Salons. Sie hatte ihre Schüchternheit und ängstliche Zurückhaltung bald abgestreift und bewegte sich mit vollkommener Sicherheit und tadelloser Gewandtheit; die Manieren der feinen Welt lernte sie wie spielend und übte sie nun zwanglos, doch war ihr trotzdem das reizende, originelle und eigenartige Gepräge geblieben, das in ihrem ganzen Wesen lag, und welches, wie der Duft der Rose, ihren stärksten Zauber bildete.

Im Hause und im Salon stand ihr der Graf wie ein Fremder gegenüber, und sie fühlte dann seine Kälte oft erstaunt und schmerzlich berührt, aber bei den Ausfahrten, im Theater und an andern öffentlichen Orten war er ihr treuer Begleiter, ihr ritterlicher Freund, stets bemüht, zu unterhalten, zu erklären und zu belehren.

Und das junge Mädchen ging ihres Weges wie ein Blinder von Engeln geleitet; Ruths stärkste Schutzwaffen waren ihre Unbefangenheit, ihr fester inniger Glaube und das treue Andenken, welches sie ihrem Lehrer und seinen Vorschriften und Ermahnungen bewahrte, und das sie oft im Geiste sich erneuerte. Wie oft gedachte sie seiner schönen Worte am Konfirmationstage: „Erinnere Dich stets daran, daß Dein Vater, Dein Gott, Dein Herr über Dir waltet und lebt, wie viel er für Dich gethan hat und daß auch Du ihm etwas dafür schuldest, daß Du ihm Dein Herz so rein wieder bringen mußt, wie Du es von ihm empfangen hast; ja, vergiß ihn nicht, „halte was Du hast, damit Niemand Deine Krone raube!"

Am heiligen Abend waren wieder alle Familienmitglieder um die alte Gräfin versammelt und hatten eine feierliche, schöne Bescherung im sogenannten rothen Saal, unter drei großen, herrlichen, strahlend erleuchteten Tannenbäumen. Die Zettwitz waren mit Rose natürlich auch erschienen; die Kinder fanden sich besonders reich beschenkt, am reichsten jedoch war es Ruth, die Pflegetochter, die ganz geblendet und mit zweifelndem Staunen vor ihren Gaben, den Büchern, Bildern und Noten, den Malfarben, den prächtigen Kleiderstoffen und Schmucksachen stand; am meisten war sie von zwei kleinen Gypsstatuen entzückt, Amor und Psyche, und dem schönen kleinen Bilde, vor dem sie rechts und links standen, welches eine liebliche Waldlandschaft, wo goldige Sonnenlichter zwischen dunkeln Tannen und lichten Birken spielten, darstellte; die Figuren und das Bild waren Geschenke des Grafen Georg Friedrich.

Nach der Bescherung vereinte Alle im Theezimmer ein kleines Abendessen, nach welchem die Gräfin eine Weihnachtsandacht vorlas; zum Schluß intonirte Ruth auf dem Klavier den Choral: „Das ist der Tag, den Gott gemacht", und Alle sangen das Lied bis zum Ende. Selbst la petite gironette war gerührt und feierlich gestimmt.

Am 26. Dezember fand der erste Ball im Palais Adlerhorst statt, eine endlose Wagenreihe stand in der Straße aufgefahren, Kopf an Kopf drängte sich die neugierige Zuschauermenge am Eingangsthor, und aus den langen Fensterreihen fiel blendend heller Lichtschein auf die dunkle, von fortwährendem Niederschlag nasse und feuchte Straße hinab. Die Treppe war mit weichen Teppichen belegt und mit exotischen Gewächsen dekorirt, in den Vorzimmern standen aufmerksame, fein galonnirte Diener umher, jedes Winks gewärtig; die Reihen und Säle der Zimmer, von einem Lichtmeer durchfluthet und von köstlich warmer, zart parfümirter Luft durchströmt, waren zum größten Theil angefüllt von der höchsten Elite der Gesellschaft. Da wogten sie durcheinander, die graziösen Mädchengestalten, in Spitzen, Crêpe, Tüll und Seide gekleidet, mit Blumen und Perlen geschmückt die älteren Damen in schweren, langschleppenden Stoffgewändern, blitzend von Diamanten, Smaragden, Türkisen und Rubinen, die jungen Offiziere und die minder jüngere, gewichtigere Herrenwelt in stolzen, prächtigen Uniformen mit Orden bedeckt oder im feinsten Zivilanzug.

Mit der Polonaise begann der Ball, welchen am Arme eines Prinzen die alte Gräfin eröffnete, gefolgt von der langen Reihe der Uebrigen.

Tanz folgte nun auf Tanz, die Jugend amüsirte sich köstlich.

Ruth, eine sehr begehrte und vielbewunderte Tänzerin, war soeben einem Winke ihrer Gönnerin gefolgt, die sie an ihre Seite rief, als ein bejahrter, stattlicher Herr, die Brust mit hohen Dekorationen bedeckt in Begleitung eines schlanken, jungen Gardeoffiziers vor der Dame des Hauses erschien.

„Ah, Exzellenz, wie erfreut bin ich, Sie noch zu sehen, schon fürchtete ich, mich heute in Ihre Abwesenheit finden zu müssen."

„Meine gnädigste Gräfin, die Freude und Ehre ist allein auf meiner Seite; glücklicherweise gestattete mir mein Gesundheitszustand spät zwar, aber dennoch, in Ihrem Hause erscheinen zu dürfen; ich komme nicht allein, Sie erlauben mir, Ihnen hiermit den Sohn Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin Isolde, den Prinzen Erich von X. vorzustellen.

Der junge Lieutenant verneigte sich tief vor der Dame, dieselbe begrüßte ihn mit der huldvollsten Freundlichkeit und machte dann beide Herren mit ihrer Pflegetochter bekannt.

„Ruth von Norbert, wohl eine Verwandte des Freiherrn, der einst am O....'schen Hofe lebte?" fragte die alte Exzellenz.

„Eine Tochter desselben," fiel die Gräfin rasch ein und vertiefte sich mit dem Jugendbekannten in ein eingehendes Gespräch, während die jungen Herrschaften die neue Bekanntschaft zu kultiviren bemüht waren. Der Offizier mit dem blassen, feinen Gesicht, den rothblonden, krausen Haaren, dem zierlichen Schnurrbart und den verschleierten, hellbraunen Augen, in denen, wenn sie lebhafter aufblitzten, seltsame grüne und goldige Lichter funkelten, sah einen Augenblick erstaunt und fast wider Willen bewundernd auf die feenhafte Mädchenerscheinung vor sich. Ihre schlanke, zarte Gestalt mit den weichen, edlen Formen war in silberflimmernde Gaze gekleidet, mit Schneeglöckchenbüscheln graziös dekorirt; die schwarzen Haare wallten gelöst in üppiger Fülle gleich einem nachtdunkeln Mantel hernieder, während ein wie mit blitzendem Thau überstreuter Schneeglöckchenkranz das stolze Köpfchen krönte; und nun das holde Antlitz strahlend vor zartester Frische und sonnigster Freude, wie der verkörperte Frühling, wie ein weibgewordener süßer Morgentraum stand sie vor ihm. Doch nur einen Moment blickte er sie an, um dann mit gleichgiltigem Gesichtsausdruck die Lider niedersinken zu lassen.

„Sie sind noch fremd in Berlin und das ist Ihr erster Ball, gnädiges Fräulein? Welchen Eindruck macht Ihnen diese bunte, glänzende Scheinwelt?"

Mit dieser Frage eröffnete er das Gespräch in so weichem sympathischen Klange einer äußerst wohltönenden Stimme, daß Ruth erfreut aufhorchte und lächelnd erwiderte:

„Vielleicht nehme ich den Schein für das Sein, wenigstens gefällt mir das bunte Bild sehr gut, und besonders finde ichs angenehm, mich auf den schönen Klangwellen der Musik zu wiegen, es ist wie im Märchen, es ist so, als flöge man, und wie oft habe ich die Vögel im Walde darum beneidet, im leichten Fluge die Luft durchschneiden zu können."

„Ah, in der That, das sind sonderbare Gedanken, die Ihnen der Ball erregt; und wohin würden sie fliegen, mein gnädiges Fräulein, nach Erlernung dieser wunderbaren Kunst, — wenn ich fragen darf?"

„Heim, Hoheit, in den Wald, und dann, ja dann in meine geliebte Pfarre, zu dem theuren Manne —"

Erröthend und erschrocken brach Ruth diesen Erguß ab, sie war wieder einmal unbewußt das naive Kind früherer Tage gewesen und hatte es zu spät bemerkt.

Der Prinz blickte auf, ein leichtes Lächeln um den Mund und einen Zug von Theilnahme in dem sonst so ruhigen Gesicht.

„Wollen Sie nicht vollenden? Bitte Sie sprachen gewiß von Ihrem Verlobten!'

„Meinem Verlobten, o nein, ich habe keinen, ich redete von Pastor Herder, meinem Lehrer und väterlichen Freunde, einem der edelsten und besten Männer seiner Zeit; — aber immerhin, wie kann Sie das interessiren? Verzeihen Sie mir!"

Nun lachte der Prinz wirklich, fuhr durch seine lockigen, metallisch glänzenden Haare und sagte mit einer Verbeugung:

„Meine Gnädigste, ich weiß nicht, was ich Ihnen verzeihen soll, aber Ihre Wünsche sind mir heilig! Und jetzt bitte ich um einen Tanz, damit ich auch einmal wie im Märchen fliegen kann."

Ruth verneigte sich erröthend und trat mit ihrem Kavalier zum Walzer an.

Die alte Exzellenz sah ihnen erstaunt nach und wendete sich komplimentirend zu der Gräfin: „Ihr Schützling, die kleine Baroneß, versteht es, schnell zu erobern, sie wird Furore machen, der Prinz pflegt sonst nie zu tanzen, gnädigste Gräfin!" Und

die Dame lächelte befriedigt, aber mit einem Blick, der ziemlich deutlich sagte, daß sie eine Ausnahme sehr natürlich und erklärlich finde.

Als der Ball beendet, war es bereits ausgemachte Sache und allgemeines Gespräch, daß Prinz Erich der Unnahbaren, der reizenden jungen Freiin von Norbert, huldige und ganz entzückt von ihr sei, was überall Aufregung und neidische Verwunderung erregte, denn der Fürstensohn war als Weiberfeind und gelehrter Sonderling bekannt, der nicht im Mindesten zu seinen schneidigen Kameraden hielt, am liebsten bei seinen Büchern saß und die Gesellschaft möglichst mied.

Der arme junge Mann hatte seine gerechten Gründe dafür. In seiner Kindheit zart, kränklich und schwächlich, ängstlich behütet und andern Kindern fern, liebte er es noch jetzt ungemein, allein zu sein, denn seinem ernsten Sinn waren tiefe und fast bittere Anschauungen und ein grüblerischer, schwermüthiger Hang eigen. Er hatte auf Anordnung des Herzogs in preußische Dienste treten müssen, er fühlte keine Neigung zum Soldatenstande und seine lebhaftesten Wünsche waren, den Abschied vom Militär zu nehmen und sich auf seine Landgüter zurückzuziehen; er wollte daselbst nur der Wohlfahrt seiner Untergebenen leben und sich den Wissenschaften und Künsten widmen. Eine Familie zu gründen gedachte er nicht, denn er hatte nicht eben die heitersten und schönsten Bilder ehelichen Lebens vor sich gehabt. Sein Vater und seine vergötterte Mutter lebten nicht glücklich mit einander, sein ältester Bruder, der Erbprinz, führte eine stürmische, friedlose Ehe, gegenwärtig waren die jungen Gatten völlig getrennt von einander, die Prinzessin befand sich für längere Zeit in England.

Am anderen Morgen stand Ruth an dem breiten Fenster des Frühstückzimmers und sah mit träumerischen Blicken hinaus. Es war ein dichter Niederschlag, unzählige kleine, flimmernde, blendend weiße Schneeflocken in ihrer hübschen, zierlichen Sternform tanzten in der Luft und sanken lautlos zu Boden, wo sie einen sehr unpoetischen Tod starben im Schmutz der Straße unter Wagenrädern oder den Füßen der eilig Vorübergehenden.

Ruths schöne blaue Augen sahen ungeblendet hinein in das wirre, lustige Treiben der leichten Flöckchen, aber sie dachte an ganz, ganz andere Dinge dabei, das Herz war ihr bang und schwer, sie wußte selbst nicht warum. Der Prinz hatte sie traurig gestimmt, sie bemitleidete ihn von Herzen und dachte, daß er schon viel Unglück erfahren haben möge, sie wünschte ihn heiter zu sehen, ihm Trost und Freude geben zu können, — da hörte sie Schritte hinter sich und sah sich hastig um; das Kammermädchen stand vor ihr mit einem wunderschönen, thaufrischen Bouquet von weißen Rosen und Veilchen, das man soeben für sie abgegeben habe.

Erfreut nahm das junge Fräulein die Huldigung entgegen. Wer mochte die Blumen gesendet haben? Keine Karte, kein Brief war dabei, die Aufschluß gaben; doch ja, jetzt hatte Ruth ein Blättchen Papier entdeckt, sie rollte es auf und las:

„Ich lese in Deinen Augen,
Ich lese den süßesten Traum,
O mögest Du nie erwachen,
Für ihn ist hinieden nicht Raum.
Ach kehre, Du holdes Mädchen,
Kehr' in die Heimath zurück,
Hier in dem glänzenden Truge,
Hier findest Du nimmer das Glück!"

Es war noch sehr früh am Tage, die anderen Familienglieder schienen Alle noch fest zu schlafen, Ruth glaubte sich ungestört und überließ sich zwanglos ihren Träumereien. Sie hatte sich in eine Ecke gesetzt und hielt den Strauß noch in ihren Händen sinnend darauf niederblickend, als würden ihr die kleinen, blauen Blumen oder die großen, schönen Rosen den Geber verrathen. Das Blättchen mit den Versen lag auf dem Tischchen in der Fensternische, — da tönte ein „Guten Morgen, liebe Ruth" vor der Portiere her und Graf Georg Friedrich trat ein.

Seine Freundin fand sein Erscheinen zum ersten Mal störend, stand schnell auf und zog die Klingel, um Kaffee zu bestellen, dann wandte sie sich und vertraute ihr Bouquet einer Vase an.

Der Graf sah ihr verwundert zu, seine Brauen zogen sich finster zusammen, dann, während er sich am Frühstückstische niederließ, sagte er in nachlässigem Tone:

„Sie sind noch müde, Ruth, und hätten länger schlafen sollen; oder haben sie Launen? Ich wußte das bis jetzt nicht."

Die junge Dame erröthete unwillig und warf das Köpfchen in den Nacken, im nächsten Augenblicke trat sie jedoch zum Tische und sagte freundlich:

„Ich war nur in Gedanken verloren, ich wollte etwas errathen, und nun können Sie mir helfen, das Räthsel zu lösen, Herr Graf."

Seine Augen leuchteten zärtlich auf, er faßte ihre Hand und zog sie sanft neben sich auf das kleine Sopha.

„Vor allen Dingen wollen wir zusammen frühstücken, und Sie sollen dabei die Hausfrau spielen, kleine Ruth. Dann mögen Sie mir Ihre Räthsel aufgeben, obgleich ich finde, daß Sie selbst einer Sphinx gleichen, die Lösung verlangt."

Sie schüttelte lachend den Kopf und sagte, daß das ein sehr häßlicher und ungalanter Vergleich wäre, goß dann den Kaffee ein und strich die Milchbrödchen mit Butter.

Der Graf war heiter und gesprächig, aber als Ruth ihm die Blumen zeigte und die Verse, und dann von dem unbekannten Geber zu reden begann, verfinsterte sich seine Stirne und die braunen Augen blitzten zornig.

„Wenn Sie Veilchen lieben, können Sie alle Tage solche haben, aber dieser zarten Spende ist wirklich kein großes Gewicht beizulegen; oder wissen Sie etwas Näheres über einen verliebten Ulanenlieutenant oder unglücklichen Attaché, der das Bouquet vielleicht für den Rest seines Monatsgeldes erstand und die wenig gelungenen, dunkeln Verse beilegte?"

„Sie sind abscheulich, Herr Graf, und ich werde Sie gar nicht mehr lieb haben, wenn Sie mich kränken. Aber ich finde die Verse hübsch, und sie sind wohl auch wahr, denn wo ist das Glück zu finden?"

Der Graf sah sie erstaunt an und schüttelte den Kopf.

„Seit wann sind Sie unter die Philosophen gegangen, liebstes Kind? Das spricht ein Anderer aus Ihnen! Leider konnte ich mich gestern so wenig um Sie kümmern, meiner Pflichten wegen."

„O, ich habe mich gestern sehr gut unterhalten, besonders zuletzt, als der Prinz Erich mehrmals mit mir tanzte und mir von seinen Reisen und von seiner Heimath und seinen Gütern erzählte, die er später selbst bewirthschaften will."

Der Graf war ganz blaß geworden bei dieser Eröffnung und athmete schwer, seine Augen flogen zu dem unglückseligen Bouquet, ihm war der Geber jetzt nicht mehr in ein Geheimniß gehüllt, aber er hatte keine Lust, Ruth seine Entdeckung mitzutheilen.

Es war inzwischen ziemlich spät geworden; Gräfin Elisabeth und ihre Schwägerin, Frau Alexandrine, erschienen; zuletzt kam die Kammerfrau, um Ruth zur Gräfin zu bescheiden.

Georg Friedrich verabschiedete sich flüchtig von den Damen und zog sich in sein Zimmer zurück. Seine Gattin sah ihm enttäuscht und seufzend nach, und Alexandrine sagte in etwas pikirtem Tone:

„Mein Bruder scheint noch unterhaltender und liebenswürdiger geworden zu sein," und zuckte die Achseln, als Elisabeth nicht antwortete.

Ruth trieb jetzt Geschichtsstudien, und zwar beschäftigte sie sich eingehend mit der Brandenburgischen Geschichte, welche auch viel Interesse für die Gräfin hatte.

Die Gräfin verfolgte mit Interesse Ruths Studien und kaufte ihr Bücher und Bilder und verschaffte ihr in mehreren Bibliotheken Zutritt.

In einer derselben, nur in Begleitung ihrer Kammerzofe, traf Ruth wenige Tage nach dem Ball den Prinzen, welcher manchmal lesend hier verweilte. Er war sehr erfreut, sie wieder zu sehen und bot ihr seine Hilfe bei ihren Nachforschungen an, was sie gerne annahm.

Sie sahen sich nun öfter in dem Lesekabinet, außerdem machte aber der Prinz seinen offiziellen Besuch bei der Gräfin und ihrem Sohne und erhielt auch bald darauf eine Einladung zum Familiendiner. Außer dem jungen Offizier waren nur wenige Fremde zugegen; der Prinz durfte Ruth führen, und er that das mit fröhlichem Gesicht.

Graf Georg Friedrich litt Folterqualen, vielleicht kam ihm heute zum ersten Mal eine Ahnung, was seine vernachlässigte Frau wohl leiden mußte, vielleicht dachte er auch nur an sich; jedenfalls war er bleich und finster und sprach fast kein Wort, was aber wegen der Heiterkeit, die in dem kleinen Kreise herrschte, nicht bemerkt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der steinerne Löwe.

Eine chinesische Legende.

Nacherzählt von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Tsuy-Yuen hatte den Gefängnißwärtern seine traurige Geschichte erzählt, und diese bemühten sich, ihm sein düsteres Schicksal zu erleichtern. Er litt so entsetzlich unter Hunger und Durst und flehte um eine andere Speise als trockenes Brot, als plötzlich die Thür aufsprang und ein Affe in den Kerker trat; in den Händen hielt er eine Schüssel mit Fleisch, die er dem Gefangenen reichte.

Mehrere Tage hindurch kam der Affe und brachte dem unglücklichen Jüngling zu jeder Mahlzeit das Essen. Da bemerkte dieser plötzlich, wie sich zehn Raben vor ihm in dem Kerker niederließen und ein lautes Geschrei vernehmen ließen.

„Ah!" dachte Tsuy-Yuen, „das sind gewiß die Vögel, die mein Vater gerettet hat!" und fuhr mit lauter Stimme fort: „Weil ihr Mitleid mit mir habt, so eilt zu meinem Vater und bringt ihm einen Brief von mir!"

Die Raben verstanden ihn und begannen zum Zeichen dessen mit den Flügeln zu schlagen. Nun verschafften die Gefängnißwärter dem Jüngling einen Pinsel und Papier, und Tsuy-Yuen schrieb einen Brief, dem er einem der Raben an den Fuß band.

Schon am nächsten Tage war der Vogel bis zur Wohnung des alten Tsching-Tong gepflogen, der sich höchlichst wunderte, daß er gar keine Nachricht von seinem Sohne erhielt. Er saß mit seiner Gattin gerade bei Tische, als sich der Vogel auf dem Rande desselben niederließ. Erstaunt betrachtete er den Fuß des Raben und bemerkte mit Verwunderung, daß ein Brief an demselben befestigt war. Schnell öffnete er das Schreiben, und erkannte die Handschrift seines Sohnes.

Als Tsching den Brief gelesen hatte, brach er in Thränen aus, und als die arme Mutter die Ursache jenes Kummers erfahren hatte, mischte sie ihre Thränen mit den seinen.

„Ich hatte es Dir gleich gesagt", rief sie weinend, „wir durften diesen Menschen nicht bei uns behalten!"

„Noch ist nicht alles verloren!" versetzte Tsching; „ich werde selbst nach der Hauptstadt reisen."

Schon am nächsten Tage sagte Tsching-Tong seiner Gattin Lebewohl und brach auf. Nach kurzer Reise kam er in der Hauptstadt an, und gleich bei seinem Eintritt begegnete er dem Diener, den er seinem Sohne zur Begleitung mitgegeben hatte.

Der arme Mensch war mit Lumpen bedeckt und bettelte an den Thüren; kaum hatte er seinen Herrn bemerkt, als er sich weinend in seine Arme stürzte. Von ihm erfuhr Tsching-Tong alle Einzelheiten des traurigen Abenteuers; aber noch immer wollte er nicht daran glauben; er wollte nach dem Palast eilen und bis zu Lieu-Yng vordringen. Nur mit Mühe hielt ihn der treue Diener, der für seines Herrn Leben zitterte, zurück.

Während dieser Zeit verkündete man, der Eidam des Kaisers werde vorüberreiten und die ganze Bevölkerung floh vor seinem Pferde. Tsching stellte sich so auf, daß er ihn sehen mußte, und als der Undankbare erschien, rief der Greis: „Lieu-Yng, der Du heut reich und geehrt bist, hast Du Deinen Vater vergessen?"

Der „Fu-Ma" erhob die Augen, erkannte seinen Wohlthäter, und ritt schweigend vorüber. Der alte Tsching aber lief ihm nach bis zu den Pforten des Palastes, wo man ihm aber den Eintritt versagte. Darauf begab er sich zu dem Richter Pao-King,*) um demselben eine Anklage zu unterbreiten.

Pao-King kam eben aus dem Tempel, wo er Weihrauch gespendet; Tsching-Tong warf sich zu seinen Füßen nieder und überreichte ihm seine Schrift. Der Richter befragte dann den armen Greis näher, und dieser erzählte unter heißen Thränen sein trauriges Schicksal.

„Bleib' hier in meinem Hause!" sprach Pao-King, sandte einen Gerichtsschreiber nach dem Gefängniß und ließ fragen, ob sich dort ein Jüngling, Namens Tsuy-Yuen befinde.

„Ja," erwiderte man ihm, „an dem und dem Tage hat man ihn ins Gefängniß geworfen; jede Nachricht wird ihm verweigert; und er wird mit der äußersten Grausamkeit behandelt."

Sogleich befahl Pao-King den Gefängnißwärtern, den Gefangenen rücksichtsvoller zu behandeln, und sandte am nächsten Tage Boten zu Lieu-Yng, die denselben zu einem Gastmahl einladen sollten. Der Fu-Ma nahm dankend an und wurde von Poa-King selbst in den Festsaal geleitet. Dann befahl der Richter den Wachen, sich in der Nähe der Thür zu halten und niemanden weder ein noch auspassiren zu lassen.

Als das Mahl sich dem Ende näherte, rief Pao-King mit scheinbar zorniger Stimme, warum man keinen Wein mehr eingieße. Der Haushofmeister erwiderte, es wäre alles ausgetrunken.

„Nun", versetzte Pao-King lachend, „wenn es keinen Wein mehr giebt, so bringt Wasser!"

Die Diener gehorchten und bald stand ein großer Krug mit Wasser auf dem Tische. Der Minister füllte eine Tasse, reichte sie Lieu-Yng und sprach: „Erhabener Fu-Ma, großer Mann, füge Dich in das Unvermeidliche und trinke!"

„Herr Richter!" versetzte Lieu-Yng zornig, „Du beliebst zu scherzen! Warum forderst Du mich auf, Wasser statt Wein zu trinken?"

„Edler Fu-Ma", erwiderte Pao-King, „sei nicht so stolz! Hast Du doch noch in diesem Jahre, vor etwa sechs Monaten einen tüchtigen Schluck Wasser aus dem Flusse getrunken, und verschmähst heute eine Tasse?"

Bei diesen Worten erbebte Lieu-Yng vom Kopf bis zu den Füßen; und in demselben Augenblick ertönte die Stimme des alten Tsching-Tong, der ihm zurief:

„Ungeheuer an Undankbarkeit, elender Verbrecher, nachdem Du so lange meine Wohlthaten mißbraucht, mißbrauchst Du jetzt auch noch die des Kaisers. Du wirst Deiner Strafe nicht entgehen!"

Auf ein Zeichen des Richters wurde Lieu-Yng ergriffen, seiner Mütze und des Gürtels, der Zeichen seiner Würde, entkleidet, dann streckte man ihn auf den Stufen des Palastes aus und gab ihm vierzig Stockschläge.

Am nächsten Tage stattete Pao-King dem Kaiser Yin-Tsong Bericht ab, der Tsching holen ließ und sich in der freundlichsten Weise mit ihm unterhielt.

„Da Deine Tugend sich so glänzend bewährt hat," sprach der Kaiser dann, „so soll Dein Sohn den Adelstitel ersten Ranges erhalten, und schon morgen wollen wir ihn offiziell proklamiren."

Und so geschah es. Lieu-Yng aber, der sich mit den Verdiensten eines andern geschmückt und sich grausam und undankbar gezeigt hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Tsuy-Yuen dagegen erhielt den Titel eines Militär-Kommandanten im Bezirke Wuhien.

Dem kaiserlichen Befehl gemäß ward der Jüngling von Pao-King unter reichen Ehren aus dem Gefängniß abgeholt, und der Richter übergab ihm mit der Mütze und dem Gürtel das Diplom seiner Ernennung, und noch an demselben Tage reiste der junge Kommandant in seine Provinz ab.

Lieu-Yng aber ward beim Eintritt des Neumondes enthauptet.

*) Pao-King, Justizminister unter Jin-Tsong, ist in China wegen seiner Urtheilssprüche berühmt.

Um eine Stunde.

Aus dem Ungarischen des Stefan Szomahazy.

Von Maximilian Schacht.

(Nachdruck verboten.)

Ludwig Müller, ein junger Bankbeamter, schritt eines Abends gemächlich, eine Cigarre rauchend, aus dem Speisesaale seines Stamm-Restaurants. Als er an den rothgedeckten Tischen vorbei auf die Straße treten wollte, schlug an einer Ecke ein erregtes Gespräch an sein Ohr. Anfangs warf er nur einen flüchtigen Blick auf die Gruppe, später regte sich seine Neugierde, als er einen zerknirscht dreinschauenden alten Mann zwischen lärmenden Kellnern gewahrte. Der Alte trug einen fadenscheinigen Salonrock und preßte in seiner Verlegenheit einen zerknüllten Hut zwischen den Händen.

Mit überlegenem Lachen rief der Kellner durch das allgemeine Lärmen:

„Geh' Alter! wir kennen solche Witze!“

Darauf der Alte im Salonrock:

„Auf mein Ehrenwort: ich hatte Abends einen Gulden, den ich in die rechte Westentasche that — ich sehe, wie wenn es jetzt wäre. — Entweder habe ich ihn verstreut, oder er wurde mir gestohlen. Aber, so wahr mir Gott helfe, ich wollte Sie nicht betrügen — — —“

Der Kellner fuhr ihn an:

„Ah! papperlapap: Etwas Neues, alter Nachbar! Schon Methusalem versuchte sich auf diese Weise auszureden, als er ein Gratis-Abendbrot genießen wollte.“

Die Fiakerkutscher lachten ergötzt über den Spaß, während der Alte seufzend sich über die schweißbedeckte Stirne fuhr.

Der Hausknecht fiel ein:

„Na! dann behalten wir das Salongewand da!“ und dienstwillig sprang der Bierjunge herzu, um beim „Ablegen“ des Rockes behilflich zu sein.

Die Verzweiflung des Alten, der vergeblich bat und flehte, rührte unseren jungen Bankbeamten und zwischen die Unterhandelnden tretend, fragte er laut:

„Was giebts denn hier?“

Der Kellner beeilte sich höflich Auskunft zu geben:

„O! nichts Besonderes. Der alte Schelm hat sich einen Aufschnitt und Käse geben lassen, und jetzt will er sein Geld verloren haben; wir aber kennen solche Zechpreller!“

„Wieviel beträgt die ganze Zeche?“

„Zweiundsiebzig Kreuzer, den Wein eingerechnet . . .“

Herr Müller langte mit Rücksicht auf den nahen Ultimo, nicht ohne einige Mühe, aus seiner Tasche einen Gulden:

„Hier! und nun lassen Sie den Alten in Frieden!“

Die Fiaker tranken befriedigt ihr Bier aus, und erklärten einstimmig:

„Ist das ein nobler Herr!“

Müller stülpte seinen Kragen auf und nahm schweigend seinen Weg auf die Straße, als er hinter sich hastend einen Mann gewahrte: seinen Schützling aus der Schenke.

„Gnädiger Herr“ — begann er — „Sie sind der erste — der mir etwas Gutes gethan. Ich bin gewohnt wie ein Hund getreten zu werden, doch davon will ich jetzt nicht sprechen. — Sie haben sich nicht getäuscht in Ihrem Glauben an meine Ehrlichkeit — so wahr mir Gott helfe; ich hatte Abends den Gulden.“

„Gut ist's“, unterbrach ihn Müller ungeduldig, „ich denke, die Sache ist abgethan . . .“

„Ich werde Ihre Güte nie vergessen, wären Sie nicht dort gewesen, hätte ich meinen Rock im Wirthshaus lassen müssen . . Ein Gulden ist kein Betrag für einen Millionär, aber dieser Gulden hat mir jetzt das Leben gerettet; denn ich glaube, ich hätte die Schande nicht überlebt.“

Müller gab dem Gespräche eine scherzhafte Wendung.

„Ein Gulden! was ist da viel dran, giebt man ihn doch oft gerne für ein Blumensträußchen, oder setzt ihn im Club auf eine Karte ohne viel Besinnen . . .“

Der Alte ging ihm schweigend zur Seite, wie ein Hund, den ein Thierfreund vor den Mißhandlungen der Straßenjugend geschützt. Als sie vor die Wohnung Müllers gelangten, sprach der Alte:

„Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen für Ihre Wohlthat danken könnte . . .“

„Womit denn?“

„Allerdings bin ich kein verkappter Fürst, der gute Menschen aufsucht und beschenkt, aber ich glaube doch einen kleinen Nutzen gewähren zu können.“

„Und der wäre?“

„Ein Rath! Ein spaßiger, scheinbar dummer Rath.“

„Lassen Sie ihn hören!“

„Bitte auf mich zu merken und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sagen werde. Ich habe in meinem langen Leben viel gesehen, was ein junger Mensch kaum wahrnimmt, — ha! wenn ich nochmals so jung wäre wie Sie. — Alles müßte mir nach Wunsch gelingen! Aber ich brauche nicht mehr viel. Sie waren heute mein Wohlthäter, ich will Ihnen als Erbschaft einen Rath hinterlassen, dessen Befolgung Ihrer Laufbahn ungemein förderlich sein wird.“

Müller blickte neugierig den unbekannten Greis an, und glaubte sich durch einen wunderbaren Zufall vor den Glückbringer seiner Zukunft gestellt zu sehen. Das weiße Kopf- und Barthaar des Alten leuchtete so sonderbar im Mondschein und klopfenden Herzens drängte er:

„Also was ist's mit dem Rathe?“

Der räthselhafte Fremde näherte sich seinem Ohre:

„Es klingt wie ein Unsinn, aber handeln Sie danach, wenn Sie glücklich werden wollen:

„Richten Sie Ihre Uhr um eine Stunde voraus!“

Müller wiederholte zweifelnd:

„Die Uhr, um eine Stunde?“

„Ja um eine Stunde, oder wenn es Ihnen besser beliebt, um sechzig Minuten. — Ihre Taschenuhr soll um die achte Stunde bereits die neunte zeigen, und diesen Vorsprung halten Sie stets ein, sonst ist's mit dem Zauber zu Ende. Notabene Sie müssen stets die Zeit nach Ihrer Uhr als die richtige betrachten und danach leben.“

„Das wäre das Geheimniß des Erfolges?“ fragte Müller belustigt.

„Ja!“ — bestätigte der Alte — „Sie erlangen Alles, was Sie wünschen, Ruhm und Reichthum und alle Ehren! Sie sind der Einzige, dem ichs vertraue. Gute Nacht!“

Innig drückte er ihm die Hand und war im Augenblicke um die Ecke verschwunden.

Müller ging auf seine Stube. Während des Auskleidens legte er die Uhr vor sich auf das Nachtkästchen und betrachtete aufmerksam die langsam vorrückenden Zeiger.

„Dummheit! Der Alte wollte sich gewiß einen Spaß mit mir machen. — Uebrigens eine Probe auf seine mysteriöse Idee kann man sich ja immerhin gestatten.“

„Jetzt ist es 12 Uhr 10 Minuten — ich werde dem Rathe des Unbekannten gemäß die Uhr auf ein Viertel nach Eins richten!“

Er schob die Zeiger vor und schlief ohne weiteres Kopfzerbrechen ein.

Als er morgens schlaftrunken die Uhr in die Hand nahm, erschrak er nicht wenig über die späte Stunde. Acht Uhr war vorbei und um Neune sollte er im Amte sein.

Eilig kleidete er sich an, frühstückte und ging raschen Schrittes in die Bank, in deren Vestibule er verwundert sah, daß die Diener erst mit dem Ausklopfen der Teppiche hantirten.

„Was soll das? Hat denn noch nicht der Dienst begonnen?“

Die Diener beruhigten ihn, daß es noch nicht viel später als acht Uhr sei.

Acht Uhr! Jetzt entsann er sich des Rathes, dem er gestern Nachts gehorcht hatte und ging nachdenklich auf sein Bureau, wo sich noch keine menschliche Seele eingefunden hatte. Er begann die Zeitung zu lesen, als er darin durch einen Diener gestört wurde:

„Ausgezeichnet, daß Herr Müller hier sind, der Herr Direktor wünscht dringend einen der Herren zu sich!“ —

Müller beeilte sich zu seinem Chef, welcher stets außerhalb der Amtsstunden die wichtigeren Geschäfte zu studiren pflegte, und nun aus seinen Schriften erfreut zu ihm aufsah:

„Vortrefflich, daß Sie so zeitlich da sind, ich habe es sehr dringend wegen des Abfassung der Uebereinkommens mit der X-Bahn. Doch vorerst nehmen Sie einen Cognac und zünden Sie sich eine Cigarre an!“

Bis zum Mittag diktirte er dem fleißigen und flinken Beamten das Concept des Vertrages und Nachmittags konnte ihn sein Sekretär gar nicht zufriedenstellen.

„Es wäre besser, wenn Sie mir den geschickten jungen Mann von Vormittag hierher beordern“, meinte er schließlich.

Müller war seitdem persona gratissima beim Direktor. Durch sein stetes Erscheinen als Erster im Amte zog er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, die nicht ermangelten, ihn seinen Kollegen als Muster eines „idealen Beamten“ hinzustellen.

So kam es, daß er eines Tages die Stelle des Korrespondenz-Chefs (der zum Direktor einer Filiale avanzirte) durch das Vertrauen des Direktors erhielt und nicht lange danach, Dank seiner Pünktlichkeit, zum Procuristen vorrückte (nachdem dieser zur Leitung einer neuerrichteten Sparkasse designirt wurde.)

Als Prokurist mit bedeutend erhöhten Bezügen konnte er die alte Nickeluhr ablegen und sich einen goldenen Chronometer anschaffen.

Die neue Uhr zeigte in Uebereinstimmung mit denen der ganzen Stadt die zweite Stunde, während er die dritte hatte, und ohne Besinnen wurden die Zeiger nach der alten gerichtet.

Diese Zeiteintheilung brachte zwar die Unannehmlichkeit mit sich, daß er eine Stunde länger im Amte bleiben mußte, aber der Nachtheil ward reichlich aufgewogen durch die Vortheile, die ihm aus dem „Vorgehen" seiner Uhr erwuchsen.

So äußerte sich der reiche S.., mit dessen Tochter sich Müller verlobte, zu seinen Freunden.

„Mir gefielen nicht nur die Fähigkeiten des jungen Mannes, sondern vorzüglich bestach mich seine musterhafte Pünktlichkeit."

Von Stufe zu Stufe stieg Müller empor und bekleidet heute den reichdotirten Posten eines Generaldirektors bei der „Bank für Landwirthschaft"; und wenn man ihn frägt, wer seine Gönner und Protektoren gewesen, zeigt er seine Uhr:

„Diese zwei Zeiger, diese unansehnlichen Nadeln."

Er suchte und forschte nach dem räthselhaften Greisen, aber der unbekannte Erblasser war im Ocean der Großstadt spurlos verschwunden. Vielleicht ist er arm und verlassen gestorben, während seine Erbschaft einen Menschen reichlich beglückte.

* * *

Liebe Leser, die ihr nach Ruhm und Reichthum begehret, befolget seinen Rath und richtet eure Uhren um eine Stunde vor.

Jugendeselei.

Von Hans Koppel.

(Nachdruck verboten.)

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott -

sagt Heinrich Heine, dann spricht er aber wieder von der „holden Jugendeselei" und meint damit eben dieselbe erste Liebe. Das klingt wie ein Widerspruch — oder nicht? Giebt es eine Periode im Leben, in der man göttliche Eigenschaften haben und doch in geistiger Verwandtschaft mit dem vielcitirten Grauthier stehen kann? Die Frage verdient erwogen zu werden und ich will zuerst feststellen — doch halt! — ich weiß nicht, zu welchem Ende eine gewissenhafte Untersuchung führen würde und - ich habe auch eine erste Liebe gehabt.

Auch ich! Es war eine schöne Zeit, die Zeit des überschäumenden Kraftgefühls, des vollen Jugendglückes, der Mai des Lebens, die Zeit der Burschenherrlichkeit und der Flegeljahre — —

„Nie kehrst Du wieder, goldne Zeit,
So frei, so ungebunden!"

Sie lächeln, doch mit Unrecht. Haben Sie je das bunte Band getragen, nicht auf dem Hute, sondern um die Brust geschlungen? Haben Sie je die Seligkeit einer flotten Kneipe mitgemacht, und sich begeistert den Wonnen der unterschiedlichen Bierspiele hingegeben, vom Ramschen angefangen bis zum Quodlibet? Sind sie je als Graf von Luxemburg auf Ihrem kreidebegrenzten Gebiete auf einem Bein herumgesprungen, um dann, ausgerüstet mit den Zeihen Ihrer hohen Würde, mit Pfeife und Trinkhorn, als Fürst von Thoren den hölzernen Thron zu besteigen und einen Doppelliter Bier auf einen Zug zu leeren, daß Ihnen die Augen übergingen? Sind Sie auf der Gasse „geschwommen", das dreikiloschwere „Holz" zierlich in der Hand wiegend? Glaubten Sie je die Augen der ganzen Welt auf Ihr interessantes Gesicht gerichtet, da Sie nach erster Mensur den ersten „Schmiß" trugen; haben Sie mit ängstlicher Fürsorglichkeit besagten Schmiß gehütet, damit er ja nur möglichst lange nicht zuheile und hat Ihr Herz vor Freude gehüpft, als Sie die Vorübergehenden sagen hörten: „Pfui, schaut der grauslich aus!"

Glücklicher Mensch, der meine Fragen bejahen kann. Aber Ihnen Allen, die mit einem traurigen Nein antworten müssen, weihe ich eine dicke Thräne des Mitleids und bitte Sie, mir auf's Wort zu glauben, wenn ich sage: Es war eine schöne Zeit.

Um wieder auf die erste Liebe zu kommen — ich hatte sie damals. — Das kam so: Freund Fritz liebte. Täglich in den Abendstunden wanderte ich mit ihm hinaus vor die Linie, wo hinter einem hohen Zaun seine Herzliebste zwischen Kraut, gelben Rüben, Hühnern und anderem Hausthier ein romantisches Dasein führte. Mit Hilfe meines Rückens kletterte Fritz über die Planke, fiel zuerst auf den — hinter dem Zaun befindlichen Rasen und dann seiner Angebeteten in die Arme. — Während die zwei ihrer heimlichen Liebe lebten, stand ich draußen Wache. Mit der Zeit wurde mir dies langweilig. Und Langeweile erzeugt Gedanken.

Warum konnte nicht ich im Garten sein und Fritz draußen stehen? War ich nicht auch ein flotter Kerl und Bursche wie er? Nicht Hunger und Liebe regieren die Welt, wie die Dichter behaupten, nein, Neid und Ehrgeiz thuen es. Gutes Beispiel verdirbt schlechte Sitten. Was ein Anderer thut, kann ich auch thun, was ein Anderer hat, kann ich auch haben. Wer einen Doppelliter Bier „ausblasen" und die nobelsten Tiefquarten aus dem Gelenk schlagen kann, der wird doch auch lieben können?

Eines schönen Tages theilte ich Fritz meine ernsten Absichten mit. Er fand den Entschluß höchst „honorig" und versprach mir thatkräftigste Unterstützung.

Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort. Wir hielten eine mehrstündige Berathung. Wer? Wie? Wann? Nach einer Rundschau über die Mädchen unserer Bekanntschaft schlug mir Fritz die Schwester eines Kameraden vor. „Anna ist zwar um ein paar Jahre älter als Du, aber ein netter Käfer." Ich zauderte, nachdem wir aber unseren Gegenstand tüchtig begossen hatten, faßten wir den einstimmigen Beschluß, daß Anna fortab die Königin meines Herzens sein sollte. Die Hauptfrage war erledigt, das andere meinem Feuereifer Kleinigkeit.

Am nächsten Tage dachte ich darüber nach, am zweiten las ich Gedichte, am dritten träumte ich von ihr und am fünften Tage dichtete ich selber; — „jetzt ist's Zeit", sagte Fritz.

Ich liebte also. Wenn ich Anna auf der Gasse begegnete, lief ich ohne Grund davon und wie sie vorüber war, ihr nach. Ihren Bruder begleitete ich nach der Kneipe heim und sah dann zu den Fenstern des ersten Stockwerkes empor, trotzdem ich wußte, daß sie im Hinterhause zu ebener Erde wohne! Das ist doch Liebe?

Acht Tage trug ich meine Liebe still bei mir. Dann begann sie mich zu drücken. Ich war mir während dieser Zeit durch fleißiges Lesen einzelner Stellen in Romanen und Theaterstücken auch über das Wie und Wann klar geworden: Nur mündlich, denn nur die mündliche Liebeserklärung mit nachfolgender Umarmungs- und Kußscene ist poetisch — und so schnell als möglich.

Meine Liebeserklärung war fertig. Nach mancher Ueberlegung hatte ich sie unter Beihilfe meines Freundes ausgearbeitet, daran herumgefeilt, um ihr den feinsten Schliff zu geben, sie fein säuberlich abgeschrieben und endlich auswendig gelernt. Fritz „überhörte" mich mehreremale — sie saß fest wie ein gut gebauter Frack. Der nächste Freitag — Zündhölzchen mit und ohne Schwefel hatten als Orakel gedient — war als Tag der Ausführung bestimmt.

Endlich war er da, der Freitag. Ich wußte, daß Anna um fünf Uhr nachmittags aus der Musikstunde komme. Große Naturen sind pünktlich. Ich war es auch.

Sie kam — das Blut pochte mir in den Schläfen, der Athem setzte aus. Mit leichtem Schritte trat sie aus dem Hause, sah zum Himmel empor, bemerkte mich und — spannte den Regenschirm auf.

Ich machte eine unwillkürliche Bewegung nach rückwärts, aber nur einen Augenblick dauerte die Befangenheit. Unwürdige Schwäche! Rasch wiederholte ich den Wortlaut der Erklärung, alles klipp und klar, also eins, zwei, drei, los.

„Fräulein Anna! In stillen Nächten —"

„Guten Tag", sagte sie und sah mich dabei so ruhig an, daß mir ganz windig ward.

„Guten Tag" wiederholte ich mechanisch. Grüßen ist Höflichkeit. Wie man nur so etwas vergessen kann! Doch sei's drum — nur rasch weiter, ich fühlte, daß mir bei einem zweiten so ruhigen Blick der Muth sinken würde.

„Fräulein Anna, in stillen Nächten, wenn ich schlaflos —"

„Ah, Sie leiden an Schlaflosigkeit? Darum sehen Sie auch so blaß aus. Sind Sie krank?"

„Ja, Fräulein Anna, ich bin krank und in stillen Nächten —"

„Vielleicht herzkrank?" frug sie mit schelmischem Lächeln.

„Gewiß, Fräulein Anna — wenn ich schlaflos —"

„Sie armer Mensch, meine Großmutter ist auch herzkrank."

Großmutter, Herzkrankheit, Runzeln, kalte Umschläge — ein Heer von Bildern stürzt durch meinen Kopf — nein, nein, das nicht.

„Nein, Fräulein Anna, herzkrank bin ich nicht und wenn ich zufällig blaß bin, so kommt das davon, weil ich heute Nacht zuviel Bier —"

„Ich weiß, ich weiß", wehrte sie ab, „mein Bruder hat mir ohnehin —"

„Ihr Bruder, der Fuchs, was kann der sagen? Der verträgt ja nichts, aber ich stelle meinen Mann. Doch wo bin ich stecken geblieben? Richtig! — wenn ich schlaflos —"

Ein Husarenlieutenant streifte an uns vorüber. Anna und er wechselten einen Blick, daß ich erschrocken innehielt. Gefahr im Verzuge. Plötzlich ward es mir klar: siegen oder sterben.

„Fräulein Anna" —

„Was?"

„Fräulein Anna, in stillen Nächten, wenn ich schlaflos auf meinem Lager liege —"

„Dann denken Sie gewiß an das nächste Sommerkränzchen. O, es wird reizend werden und ich freue mich ungemein darauf. Sie kommen doch auch?"

„Ich? Was fällt Ihnen ein! Glauben Sie, ich bin ein närrischer Schneider? Das lächerliche Herumhüpfen ist eines Mannes unwürdig."

„Freilich, da haben Sie Recht", bestätigte sie mit feierlich ernster Miene. „Können Sie tanzen?"

„Nein", sagte ich etwas beschämt, „aber in stillen Nächten, wenn ich schlaflos auf meinem Lager liege und mit heißem Auge hinausstarre in die Nacht, wenn mein Geist zurückschweift in die Vergangenheit, da meinem Dasein noch der helle Stern der Hoffnung und des Glückes fehlte und Fata morgana einer rosigen Zukunft vor mir in leuchtenden Farben aufsteigt"

„Dauert's noch lange?"

„Nein, ich bin gleich fertig — aufsteigt — aufsteigt —"

Aber da war schon das Haus und hinter uns ging der verwünschte Husarenlieutenant. Hol' der Teufel die ganze auswendig gelernte Erklärung!

Wir standen an der Schwelle des Thores. Sie reichte mir mit einer gnädigen Bewegung die Hand und wollte gehen.

„Noch einen Moment, Anna, einen einzigen Augenblick — und heraus war es — ich — ich liebe Sie fürchterlich!"

„Puh, das ist ja schauerlich" und silberhell lachte sie auf.

Ich war beleidigt.

„Lachen Sie nicht! Bei solchen wichtigen Angelegenheiten lacht man nicht. Ich finde Ihr Lachen lächerlich. Sie sind grausam, grausamer als ein Fleischer. Wenn der einem Thier den Todesstoß giebt, so thut er es mit Würde, lacht dabei aber nicht."

Sie lachte nur noch mehr und verschwand im Flur.

Ich war vernichtet, blamirt, beleidigt. Was sollte ich thun? Gift, Revolver, Wasser, Strick? Einen Augenblick überlegte ich, dann — wählte ich die Tramway und fuhr nach Hause.

Fritz meinte am nächsten Morgen, ein neuer Versuch bei Anna könne nicht schaden.

Ich habe aber die Liebe aufgegeben, bis — doch still davon!

So begann und endete meine erste Liebe. Hat Heine Recht?

Die Mitgift.

Novellette von Alfred Cavoret. (Nachdruck verboten.)

I.

„Du bist so freundlich mit ihm", sagte die Mutter.

„Aber, Mama..." wandte die Tochter ein.

„Ich glaube, er hat es nur auf Deine Mitgift abgesehen", erklärte die würdige, schon ein wenig ergraute Dame in bestimmtem Tone.

„Aber, Mama, wie kannst Du nur so von ihm denken!" meinte Käthchen und wandte sich, wie verletzt zum Fenster. Schmollend sah sie auf die Straße hinaus — vielleicht geht der liebe Mensch gerade vorüber, dessen reine Absichten hier man so zu mißdeuten wagt.

„Weißt Du, Kind, Du hast noch keine Ahnung vom Leben, Du weißt nicht, wie die Männer sind, wie sie denken, wie vorsichtig sie empfinden."

„Schon gut", warf Käthchen, die Lippen trotzig aufwerfend, ein.

„Laß Dir von mir sagen — fuhr die Mutter unbeirrt fort — sie sind alle Spekulanten, sie heirathen mit der Tasche und nicht mit dem Herzen, Alle."

„Alle — das ist schon möglich, aber Alfred nicht, der ist eine Ausnahme."

„So? Das ist aber rasch gegangen. Ich bewundere nur die heutigen Mädchen, mit welcher Schnelligkeit sie den erstbesten jungen Menschen, der blond, geimpft ist und gerade Glieder hat, zur Ausnahme avanciren lassen. In der Regel irrt man sich bei Ausnahmen, glaube mir das, ich habe Erfahrungen", versprach sich im Eifer die Mutter. „Alfred ist ein leichtsinniger Mensch, der den Luxus liebt, seine großen Bedürfnisse zwingen ihn zu prosaischer Lebensauffassung."

„O nein — er ist sehr romantisch, mehr als nöthig ist. Sieh nur hin, dort liegt das Bouquet, das er heute geschickt hat — lauter werthvolle Blumen, die ein Heidengeld kosten müssen"

„Ach, die Blumen! Die bleibt er schuldig, man kennt das. Die hofft er sicher schon von Deiner Mitgift bezahlen zu können."

„Ja, wenn Du alles so auslegst, dann ist heute mit Dir überhaupt nicht zu verkehren", erklärte Käthchen ein wenig nervös. „Sei nicht kindisch, das paßt nicht für ein heirathsfähiges Mädchen."

„Ich will kein heirathsfähiges Mädchen mehr sein", schluchzte Käthchen in ihr Taschentuch hinein.

„Na, na, na; so ernst war's ja nicht gemeint; laß Dir die Thränen lieber für die Ehe, dort werden sie mehr am Platze sein und jetzt prüfe ihn, ob er Deiner würdig ist, das ist das Wichtigste."

„Nein, ich werde ihn nicht prüfen", rief Käthchen trotzig.

„Mach' keine Dummheiten, ich meine es doch gut mit Dir. Du verdienst Deiner Vorzüge wegen geheirathet zu werden und nicht wegen Deines Sparkassenbuches."

„Das Sparkassenbuch ist ihm ja auch Nebensache. Deshalb allein kommt er nicht in unser Haus. Andere Mädchen haben ja auch Sparkassenbücher. Und dann, etwas Geld muß doch jeder Mann bekommen", — Käthchen wischte sich die Thränen aus den Augen und fuhr in der Enthüllung ihrer innersten Anschauungen fort: „In der Ehe hat man ja doppelte Bedürfnisse, kleine und große Wünsche, man spaziert an Auslagen in Schaufenstern vorüber, man geht in's Theater, man macht eine Sommerreise —"

„Und so weiter, mein süßes, gutes, verwöhntes Kind! Aber trotzalledem dulde ich nicht, daß meine Tochter wegen des Geldes geheirathet wird und deshalb wollen wir vor Alfred eine kleine Komödie aufführen —"

„Eine Komödie? Ich soll ihn also betrügen?"

„Nur sehr oberflächlich. Wir werden sagen, daß wir durch einen Konkurs unseres Banquiers unser Geld verloren haben, daß wir uns nun einschränken müssen, wir werden ihm ein sehr ernüchterndes Sparsystem vorlügen und über unsere jammervolle materielle Lage seufzen. Wenn er dann noch Lust hat, Dich heimzuführen, so ist er ein braver, charaktervoller Mann und Deine Hand ist ihm sicher. Mein Kind, ich will, daß Du mit Illusionen in die Ehe trittst."

„Aber, Mama, ich trete ja auch so mit Illusionen in die Ehe, trotzdem wir Geld haben", wehrte energisch das kleine, hart-

näckige Persönchen ab. „Uebrigens, ich bin einverstanden, ich spiele die Komödie mit: ich bin so aus vollstem Herzen überzeugt, daß Alfred siegen wird und Du selbst ihm den Lorbeer, das Sparkassenbuch, behändigen wirst."

„Um so besser. Dann gratulire ich Dir zu Deinem Optimismus. Du mußt Dich nur gründlich verstellen und die Heuchelei von Noth und Elend geschickt durchführen."

„Aber ja — ich habe doch einmal in einer Dilletantenvorstellung mitgewirkt, es macht mir Spaß, jetzt wieder Theater zu spielen und eine verblendete Mama von einer Einbildung zu kuriren."

„Wir werden schon morgen, wo er eingeladen ist, ein schlechteres Mittagsmahl haben."

„Das nicht — beim Essen soll man nicht sparen."

„Siehst Du, Du verhätscheltes Kind —"

„Ja, ich sehe, Mama, wie nöthig ein Mann, der mich heirathet, die Mitgift hat. Na aber, meinetwegen ein schlechteres Mittagsmahl. Es ist mir ohnedies schon alles gleichgiltig."

II.

Man spielte vor Alfred die hübsch erdachte Komödie distinguirter Armuth. Die gute Mutter ging in ihrer Rolle auf. Sie seufzte herzbrechend mit kurzen Kunstpausen und weinte, in seiner Gegenwart, dem verlorenen Gelde zahlreiche Thränen nach, ein Effekt, der seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Anfangs war Alfred bestürzt, doch rasch gewann er seine Haltung und tröstete mit warmen Worten die beiden Damen, indem er kategorisch erklärte, daß ja das Geld nicht alles sei. Und er schielte dabei so eigen nach Käthchen. Die Mutter spielte natürlich besser, als die naive Tochter, wiewohl auch diese sich stets dem Ernste der Situation anzupassen verstand. Die Mutter bat ihn, er möge ihnen nur in dieser „schweren Zeit" beistehen, sie brauchten dringend seinen Rath. Er war sehr liebeswürdig und stellte sich ihnen ganz zur Verfügung. Die Mutter sprach davon, daß man in erster Reihe die theueren Möbel verkaufen müsse, wiewohl ihr der Abschied von denselben sehr schwer fallen werde. Er beruhigte sie und meinte, daß er den Abschiedsschmerz ein wenig lindern würde, da er die höchsten Preise herauszuschlagen gedenke. Einige Tage später überraschte er die Damen mit der angenehmen Mittheilung, daß einer seiner Bekannten sich entschlossen habe, das ganze Mobiliar zu kaufen und bereits am Nachmittag vorzusprechen geneigt sei. Die Mutter erschrak bei dieser angenehmen Mittheilung, was den eifrigen Alfred nicht wenig in Erstaunen setzte. „Eine Verwandte hat sich unser angenommen", stotterte sie, „so daß wir vorläufig die Möbel noch behalten können. Wir danken Ihnen jedenfalls für Ihre freundlichen Bemühungen."

So bestrebte sich Alfred in jeder Hinsicht die Lage der plötzlich verarmten Familie zu erleichtern. Er sandte ihnen Kleinigkeiten, einige Kilo Kaffee, einige Zuckerhüte und derartiges in's Haus, da er bei den verschiedenen Mahlzeiten den großen Mangel an diesen Gegenständen konstatirt hatte. Verstohlen von der Seite schaute Käthchen zu Mama hinüber, so oft diese gezwungen war, dem lieben, guten Alfred für seine Aufmerksamkeiten, die ja ganz überflüssig seien, da sie noch Vorrath aus den guten Zeiten hätten, den Dank auszusprechen. Das lustige Mädchen, das die Armuth so leicht trug, konnte sich in solchen Momenten kaum des Lachens enthalten ...

III.

Eines Tages hielt Alfred um Käthchens Hand an. Die Mutter sah ihn erstaunt an und fragte ihn, ob er seine Werbung im Ernste meine. Sie erzählte ihm noch einmal ihre bittere Leidensgeschichte. Er erklärte, daß er Käthchen liebe und ihm alles Andere höchst gleichgültig sei. Die Mutter hätte ihm für so viel Romantik um den Hals fallen mögen. Am liebsten wäre sie gleich in's Nebenzimmer gegangen, um die Sparkassenbücher zu holen.

Bevor das Paar die Hochzeitsreise antrat, behändigte Mama dem Bräutigam einen kleinen Betrag, den sie noch von ihrem Vermögen „gerettet" zu haben vorgab. Alfred nahm ihn fast unwillig und sprach nur von seiner Liebe zu Käthchen. Als sie von der Hochzeitsreise heimkehrten, eilte Käthchen zu Mama und fiel ihr weinend zu Füßen:

„Ich bitt' Dich, theures Mamachen", schluchzte sie, „gieb endlich dem armen Alfred das Geld, es geht uns so schlecht, er braucht es so dringend .... Ich habe damals gefürchtet, daß er mich sonst nicht nimmt und habe ihm schon längst Alles gestanden ...."

Lose Blätter.

* **Was uns unsere Zähne kosten.** Die junge Mama ist bei dem ersten Unwohlsein ihres Sprößlings besorgt und denkt, er bekommt Zähnchen; sie läßt den Arzt schnell kommen, der 5 Mk. für den Besuch nimmt. Mit Schmerzen, die mit Thees u. s. w. gemildert werden sollen, (wenigstens 6—8 Mk.), erscheint der erste Zahn; er wird dem Kindermädchen mit 3 Mk. honorirt. Um bei den nächstfolgenden Zähnen die Schmerzen zu verhindern, werden Zahnbeutel umgehängt (wieder 3—5 Mk.) — Schon vom 4. Jahre an werden täglich 2 3 Mal die Zähne geputzt, jährlich werden dadurch 1—2 Zahnbürsten verbraucht, auf 70 Jahr macht das ungefähr 120 Stück à 70 Pfg. also 84 Mk. Jedes Jahr 1 Flasche Zahnwasser à 2 Mk. macht 140 Mk. und Zahnpulver mag wohl je nach Qualität sich auf 200 - 250 Mk. belaufen. Im 6. Jahr fangen die Zähne an locker zu werden, die einzigste Zeit, um damit etwas zu verdienen; der Großvater oder irgend eine gütige Tante belohnen wohl das Ausziehen des ersten Zahnes mit 3 Mk. Wohingegen der Zahnarzt für jedes Milchzähnchen 50 Pfg. einsteckt, den er auszieht, wenn sie nicht von allein herausfallen. Sollten die neuen Zähne nun nicht gut kommen, so muß oft der Zahnarzt besucht werden, schlimmstenfalls wird ein Gaumen mit Gummiband eingelegt, der die Zähne in die rechte Stellung drückt, eine Sache, die 20—50 Mk. kosten kann. Die 4 ersten Backzähne werden bald hohl, sie werden plombirt à 3 Mk.; dann folgen durchschnittlich alle andern 28 Zähne, die doppelten plombirt mit Silber oder Cement à 4 Mk. und die vorderen werden mit Gold gefüllt à 10 Mk., macht also 160 Mk.; denn wenn auch nicht alle plombirt werden, so werden doch manche an verschiedenen Stellen schadhaft oder einige Plomben fallen heraus. Vielleicht alle 3 Jahr reinigt der Zahnarzt die Zähne, nimmt wohl 1 Mark dafür, also ungefähr 20—25 Mk. Vom 40.—50. Lebensjahr wird ein Vorderzahn so schlecht, daß das Einsetzen eines falschen nöthig ist; 7—12 Mk. kostet das. In den nächsten Jahren werden nach und nach alle Zähne herausgezogen, sogar einige mit Lachgas oder dergleichen, was 90—120 Mk. Unkosten verursacht. Ein Vollgebiß und eins zur Reserve à 50 - 60 Mk. macht 100—120 Mk. Wie oft muß man nun nicht erst zu Reparaturen u. s. w. zum Zahnarzt laufen, auch kommt dann und wann ein Zahngeschwür, das operirt werden muß. Zu unsern Hin- und Rückfahrten zum Zahnarzt verfahren wir eine Masse Pferdebahn-, Droschken- oder sogar Bahnbilletgelder. Wenn wir alle diese letztgenannten Ausgaben auf 100 Mk. berechnen, so greifen wir nicht zu hoch. Also im gewöhnlichen Falle kostet uns unsere Zahnpflege während eines Lebens von 70 Jahren 900—1000 Mark.

* **Das internationale alpine Nothsignal.** Schon vor mehreren Jahren hat der Alpine-Club die Frage der Einführung eines internationalen Nothsignals in Fällen, in welchen Touristen Hülfe bedürfen, angeregt. Es wurde ein Ausschuß ernannt zur Berichterstattung darüber, ob es rathsam oder möglich sei, eine bestimmte Form der Signalverständigung für Nothfälle im Gebirge zur Einführung bei sämmtlichen Alpenvereinen zu empfehlen. Ueber die Ergebnisse hat dann der Alpinist C. T. Dent (London) im vergangenen Jahre vor der Generalversammlung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in München berichtet. Man kam nach der „Köln. Ztg." zu der Ueberzeugung, daß die allgemeine Einführung eines Nothsignals durchaus zu empfehlen sei, indem dasselbe die Zahl der Unfälle in den Alpen zu vermindern geeignet wäre, doch müsse das Signal durchaus einfach sowie leicht vernehmbar und die Methode seiner Anwendung in so weiten Kreisen als möglich zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden. Den im einzelnen motivirten Forderungen schien am besten zu entsprechen eine regelmäßige Reihe kurzer, eine Minute lang im Verhältniß von sechs Zeichen die Minute fortgesetzter und mit Pausen von je einer Minute wiederholter Signalzeichen. Der Central-Ausschuß des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erklärte sich damals bereit, die Durchführung der Einrichtung in der vorgeschlagenen Form in seinem Arbeitsgebiet zu übernehmen, auch der Oesterreichische Alpen-Club und der Niederösterreichische Gebirgsverein hatten ihren Anschluß zugesagt. Da hiernach bezüglich des Wesens des Nothsignals volle Uebereinstimmung mit dem Alpine-Club herrscht, so hat der Central-Ausschuß nunmehr Vorsorge getroffen, daß durch Vermittelung der Sektionen in den Thalstationen und den Schutzhütten Plakate angebracht, auch den Führern Blätter eingehändigt werden, welche die Instruktion über das Nothsignal enthalten. Diese Instruktion besagt im wesentlichen folgendes: Bergbesteiger, welche sich in Nothlage befinden und Hülfe beanspruchen, geben das Nothsignal in der Form, daß innerhalb einer Minute sechsmal in regelmäßigen Zwischenräumen ein Zeichen gegeben wird, hierauf eine Pause von einer Minute eintritt, worauf wieder das Zeichen sechsmal in der Minute gegeben wird, und so fort bis Antwort erfolgt. Diese Antwort wird gegeben, indem innerhalb einer Minute dreimal in regelmäßigen Zwischenräumen ein Zeichen gegeben wird. Die Art des Zeichens hängt von den nähern Umständen ab, es können sichtbare (optische) oder hörbare (akustische) sein; also entweder Schwenken eines Tuches, wechselweises Heben und Senken eines Gegenstandes, bei Dunkelheit ein Laternensignal oder Blitzlichtzeichen durch Spiegel, endlich Rufe, Hornsignale u. s. w. Die Hauptsache ist, daß sechsmal in der Minute in regelmäßigen Zwischenräumen irgend etwas geschieht, hierauf eine Minute Pause und dann Wiederholung eintritt. Die der Hülfe bedürftige Partie hat völlig freie Wahl des Zeichens und nur darauf zu achten, ein solches zu geben, welches bemerkt werden kann, und dieses in den vorgeschriebenen regelmäßigen Zwischenräumen abzugeben.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.